



„Hier ist es passiert“

Axel Drecoll leitet seit Juni 2018 die Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten und damit auch die Gedenkstätte Sachsenhausen. Dort hatte zuletzt eine Besuchergruppe der AfD-Politikerin Alice Weidel für einen Skandal gesorgt

des Massenmordes, des massenhaften Sterbens und des Leidens biografisch konkretisieren können. Hier geht es um Menschen wie du und ich, die – häufig auch relativ unvermittelt – zu Opfern mit kahl rasierten Köpfen und Einheitskleidung gemacht wurden, die plötzlich keinen Namen mehr trugen, sondern zu Nummern degradiert wurden. Das sind natürlich sehr unterschiedliche Bezugspunkte. Auch die konkrete Arbeit ist sehr verschieden: Generell arbeiten wir hier viel mehr mit Biografien, mitunter können wir sogar noch Überlebende treffen. Die Besucher können den Menschen, die hier einst inhaftiert waren, näherkommen – auch über deren Objekte und Zeugnisse in den Ausstellungen. Und was man nicht vergessen darf: Ehemalige Konzentrationslager wie Sachsenhausen oder Ravensbrück sind Orte des tausendfachen Sterbens. Das sind Friedhöfe, deren Würde wir zu wahren haben. Das impliziert einen ganz andern Umgang als mit einem zweiten Regierungssitz, an dem es kaum Opfer gegeben hat.

Ich frage auch deshalb, weil Ihr Vorgänger Günter Morsch kurz vor der Amtsübergabe an Sie sagte, man müsse diese Perspektive mehr in Richtung auf die Täter verschieben – weg von den Opfern. Wie sehen Sie das?
Ja, da hat er auch recht. Auch wenn man die Perspektive der Opfer einnimmt und die Dimension des Leidens darstellen will, muss man die Täter mit in Betracht ziehen. Denn nur im Gesamtzusammenhang wird das Schicksal der Opfer wirklich verständlich. Es geht darum, das Handeln der Täter darzustellen, sie auch in ihrer Biografie darzustellen, damit klar wird: Das sind Menschen. Bezeichnungen wie „Bestie“ oder „Ungeheuer“ mögen verständlich sein, aber sie verstellen den Blick darauf, dass die Täter Menschen waren, die aus ideologischer Überzeugung

handelten. Das ist wichtig. Diese Taten liegen im Bereich des Menschenmöglichen – und damit müssen wir uns auseinandersetzen in der Bildungsarbeit.

Fürchten Sie, diese Verschiebung auf die Täterperspektive könnte aus moralischen Gründen problematisch werden? Oder instrumentalisiert werden von Populisten?

Nein, weil wir ja nur Kontextwissen herstellen und Handlungszusammenhänge klarmachen. Dazu braucht man nun mal auch die Täterperspektive, auch wenn der Blick auf die Opfer weiterhin zentral bleiben wird. Aber man braucht beides gerade an so einem Ort, an dem mitten in der Stadt Verbrechen begangen wurden, während das Leben außen herum weiterging. Wenn wir jetzt etwas mehr über die Täter sprechen, dann sehe ich da keine Gefahr, dass das instrumentalisiert werden könnte, weil wir das ja differenziert tun. Wir stellen die Verbrechen in ihren furchtbaren Dimensionen dar, wir bieten keine Möglichkeit, das zu idealisieren. Wenn man diese Verbrechen verharmlosen oder gar leugnen will, dann sollte man nicht hierherkommen.

Was sehen Sie problematischer: die Relativierungen der Rechtspopulisten oder die, wie Sie es einmal genannt haben, „Hanswurstisierung“ Hitlers durch Filme oder in der Comedy?
Ach, das kann man ja gar nicht vergleichen. Es gibt Konjunkturen im Umgang mit Hitler. In den 50er und 60er Jahren gibt es eine Dämonisierung Hitlers, die den Tätern als Entschuldigungsstrategie diente. Dann kamen satirische Auseinandersetzungen, durchaus mit dem Subtext: Ihr seid nicht einem Dämon hinterhergerannt, sondern einem Trottel. Dann kam beispielsweise der Film „Der Untergang“...
... von dem Regisseur Oliver Hirschbiegel, das war 2004 ...

... und die Frage: Darf man Hitler überhaupt als Menschen darstellen? Die Entwicklungslinie im Umgang mit Hitler geht also – auch nicht uninteressant – vom Dämon über den Hanswurst zum Menschen. Dieser Prozess hat viel mit Generationenwechsel, aber wenig mit Revisionismus zu tun. Etwas vollkommen anderes sind die sehr verschiedenen Formen der Relativierung. Das geht von der Leugnung des Holocaust und der positiven Deutung des Dritten Reiches bis zum „Vogelschiss“ des Alexander Gauland: Vergesst den Nationalsozialismus, seht euch doch lieber die glorreichen Zeiten der deutschen Geschichte an. Das Schlimme daran ist, dass diese Haltung außer Acht lässt, dass wir gerade mit der kritischen Auseinandersetzung mit der schrecklichen Vergangenheit den Weg für ein friedliches und von Akzeptanz geprägtes Zusammenleben in der Gegenwart ebnen. Wenn diese Auseinandersetzung einem deutschtümelnden Stolz weicht, der nichts Zukunftsweisendes hat, dann wird es wirklich gefährlich.

Was halten Sie denen entgegen, die sagen: Die Leute haben genug, die sind genervt von der ewigen Mahnung und Erinnerung an die NS-Zeit?

Niemand zwingt die Menschen, KZ-Gedenkstätten zu besuchen, aber trotzdem steigt die Zahl unserer Besucher jedes Jahr. Niemand zwingt die Menschen dazu, Dokumentationen anzusehen, aber es gibt immer mehr Formate im Fernsehen, im Kino, im Hörfunk. Im Übrigen bin ich davon überzeugt, dass die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und das daraus resultierende kritische Geschichtsbewusstsein die Demokratie, die Freiheit und die Toleranz in unserer Gesellschaft positiv beeinflusst haben. Daran sollten wir unbedingt festhalten.

Nach Sachsenhausen kommen vor allem auch immer mehr ausländische Touristen. Wer sagt Ihnen, dass das nicht vor allem ein Publikum auf der Suche nach Grusel ist?

Das lässt sich nicht abstreiten, dass es auch einen diffusen Gruselreiz gibt, der Menschen an diese Orte bringt. Es gibt den sogenannten Dark Tourism, über den wir auch schon bei wissenschaftlichen Tagungen gesprochen haben und nach wie vor sprechen. Es gibt in gewissen Kreisen eine Ikonisierung Hitlers zum bösartigen Popstar. Sie müssen sich ja nur mal das Cover von „Erist wieder da“, dem Buch von Timur Vermes ansehen: Was das Bärtchen und der Scheitel bedeuten, das weiß heute jeder auf der ganzen Welt. Es gibt mittlerweile eine Kondomwerbung, in der das eine Rolle spielt.

Eine Kondomwerbung?

Ja, die Spermlin haben da diesen Scheitel und den Schnauzer. Diesen Gruselreiz will ich nicht abstreiten. Aber ich weiß auch aus der Erfahrung: Fast jeder, der diesen Ort hier besucht, verlässt ihn berührt – und ohne diesen Gruselreiz. Außerdem glaube ich fest, dass die meisten aus einem anderen Grund hierherkommen: Die NS-Zeit ist für unsere Verfassung, für die Umstände, wie wir politisch und gesellschaftlich zusammenleben, immer noch extrem prägend. Wie wir heute miteinander umgehen, das hat im juristischen, im gesellschaftspolitischen und im kulturellen Sinn sehr viel zu tun mit dieser Vergangenheit.

Andererseits wissen die Menschen immer weniger über diese Zeit Bescheid.

Das ist auch wieder wahr. Das allgemeine Interesse am Nationalsozialismus geht nicht automatisch mit profunden Kenntnissen einher. Aber wenn sich die Menschen zwei, drei Stunden

hier mit dem Thema beschäftigen, wenn sie sich auf dem Fußweg zum Bahnhof oder in der S-Bahn zurück nach Berlin über das Thema unterhalten, wenn der Besuch ein paar Fragezeichen hinterlässt, dann haben wir schon eine Menge erreicht. Natürlich wird niemand zu einem besseren Menschen nach drei Stunden in einer KZ-Gedenkstätte – aber wir wollen Fragen aufwerfen.

Sie beschäftigen sich seit Ihrem Studium, also seit mehr als 20 Jahren, mit dem schlimmsten Verbrechen der Menschheit. Was macht das mit Ihnen?

Das kann ich nur vermuten. Sicherlich passiert etwas mit denen, die an solchen Orten arbeiten. Das macht etwas mit einem. Aber was genau? Das weiß ich auch nicht. Ich vermute mal, wir alle nehmen unsere Probleme häufiger mit nach Hause als andere. Ich jedenfalls kann oft nicht abschalten. Man kann sich nun mal nicht acht Stunden am Tag mit Massenverbrechen auseinandersetzen und davon unberührt bleiben.

Wie gehen Sie damit persönlich um?
Diese Arbeit ist eine Herausforderung, aber sie ist auch ein Geschenk. Vor allem, weil ich weiß, dass es wichtig ist, was ich mache. Ich kann sagen: Meine Arbeit ist wichtig. Das ist doch großartig.

Thomas Winkler, 54, lebt als freier Journalist in Oranienburg. Weil er aus Bayern stammt, war Dachau die erste KZ-Gedenkstätte, die er als Schüler besichtigte.

Karsten Thielker, 53, ist mit einer Stadtführerin verheiratet, die auf die jüdische Vergangenheit in Deutschland spezialisiert ist. Erst im Februar fotografierte er in Auschwitz.